



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Epistemisches Vertrauen

**Vom Konzept zur Anwendung in
Psychotherapie und psychosozialen
Arbeitsfeldern**

Herausgegeben von
Peter Fonagy und Tobias Nolte

Klett-Cotta

Die Kapitel 1, 2 und 6 wurden von Tobias Nolte aus dem Englischen übersetzt.
Die Kapitel 3, 4, 10 und 14 wurden von Teresa Junek aus dem Englischen übersetzt.
Die Kapitel 5 und 7 wurden von Ulrike Stopfel aus dem Englischen übersetzt.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2023 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Bettina Herrmann, Stuttgart

unter Verwendung einer Abbildung von Orbon Alija/iStock by Getty Images

Gesetzt von Eberl & Koesel Studio, Kempten

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

Lektorat: Dr. Petra Kunzelmann

ISBN 978-3-608-98674-7

E-Book ISBN 978-3-608-11952-7

PDF-E-Book ISBN 978-3-608-20579-4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Vorwort	9
TEIL I Grundlagen	21
Einleitung	23
Tobias Nolte und Peter Fonagy	
1 Epistemisches Vertrauen als entwicklungpsychologisches Konzept	34
Peter Fonagy, Chloe Campbell, Elizabeth Allison, Tobias Nolte und Patrick Luyten	
2 Ein neurowissenschaftlicher Ansatz zum epistemischen Vertrauen	61
Michael Moutoussis, Penelope Maran, Peter Fonagy und Tobias Nolte	
3 Mentalisierung der modernen Welt	95
Chloe Campbell und Elizabeth Allison	
4 Epistemisches Vertrauen als psychosoziales Konzept	114
Lisa Baraitser	
TEIL II Klinische Anwendungen	141
Einleitung	143
Tobias Nolte und Peter Fonagy	
5 Sich zu vertrauenswürdigen Psychotherapeut:innen entwickeln	156
Jon G. Allen	

6 Epistemisches Vertrauen in der Mentalisierungsbasierten Therapie von Borderline-Persönlichkeitsstörungen	190
Tobias Nolte, Chloe Campbell, Peter Fonagy und Anthony Bateman	
7 Epistemisches Vertrauen in der Therapie von Verhaltensstörungen	237
Alessandro Talia und Svenja Taubner	
8 »Glaubwürdig sein«: Epistemisches Vertrauen in der Therapie Heranwachsender	259
Joost Hutsebaut und Carla Sharp	
9 Epistemisches Vertrauen in der psychosomatischen Versorgung	286
Dirk von Boetticher	
10 Epistemisches Vertrauen in der Onlinetherapie	313
Georgina Aisbitt, Tobias Nolte und Peter Fonagy	
11 Epistemisches Vertrauen, Misstrauen und Leichtgläubigkeit in psychodynamischen Gruppentherapien	339
Lenka Staun und Ulrich Schultz-Venrath	
12 Epistemisches Vertrauen und Mentalisieren in Bildungs- und Erziehungsprozessen unter Berücksichtigung ihrer Kompensations- möglichkeiten	364
Stephan Gingelmaier und Nicola-Hans Schwarzer	
13 Epistemisches Vertrauen in der stationären Kinder- und Jugendhilfe	390
Noëlle Behringer	

14 Epistemisches Vertrauen in Organisationen, in der Supervision und bei der Arbeit mit Teams	410
Dickon Bevington	
15 Epistemisches Vertrauen und gesundheitsbezogene Soziale Arbeit	436
Holger Kirsch	
Die Herausgeber und Autor:innen	455

Vorwort

Warum dieses Buch, werden Sie sich berechtigterweise gerade fragen, während Sie beginnen zu lesen? Wir können nicht genau wissen, warum und wie (oder durch wen) Sie bei diesem Buch gelandet sind. Neugier und ein gewisses Maß an Vertrauen, dass sich die Lektüre lohnt, werden Sie mit- und damit uns entgegengebracht haben.

Das Konzept des epistemischen Vertrauens kann entwicklungspsychologisch begründet verständlich machen, wie sich Vertrauen in Therapien oder Behandlungs- und Betreuungsangeboten für Patient:innen,¹ die biografisch wenig Grund haben zu vertrauen, dennoch entwickeln kann: Bestimmte anschauliche, eine Kommunikationsabsicht anzeigende Signale und eine mentalisierende Haltung der Therapeutin geben dem Patienten das Gefühl, in seiner Subjektivität gesehen und verstanden zu werden. Damit wird ihm ermöglicht, dem Wissen der Therapeutin epistemisch zu vertrauen, sich dadurch für neues Wissen und neue Erfahrungen in der sozialen Welt zu öffnen und neue Sichtweisen und mit diesen eine größere psychische Resilienz und Verbundenheit mit anderen zu erleben.² Der folgende Satz wird ihnen deshalb entweder direkt oder in abgewandelter Form mehrfach in diesem Buch begegnen; er zieht sich wie ein roter Faden durch die verschiedenen Kapitel, weil er die uns

1 Wir haben uns in den meisten Fällen für diese inklusive Schreibvariante entschieden, aufgrund der Lesbarkeit ist manchmal nur die weibliche oder männliche Variante verwendet – auch dann sollen beide Geschlechter sowie sich als divers oder nicht weiter festgelegt Identifizierende mit gemeint sein.

2 Wenn wir von therapeutischen Kontexten, Patient:innen und Therapeut:innen sprechen, so meinen wir ganz explizit auch alle anderen Behandlungs- und Betreuungskontexte, pädagogische Felder, allgemein Care-Settings, in denen Beziehungsarbeit von zentraler Bedeutung ist.

so zentral erscheinende Prämisse des Buches so gut einfängt: »Um es ganz simpel auszudrücken: *»Wenn ich das Gefühl habe, verstanden zu werden, bin ich gewillt, von der Person zu lernen, die mich verstanden hat«* (Fonagy et al. 2019, S. 176).

Damit ist das Vertrauen zu einer Bezugsperson als sicherer Informationsquelle gemeint, mit deren Hilfe es gelingt, die »Codes der sozialen Umwelt, die aus Normen, Objekten, Zeichen, Werten, Zwischentönen, Einstellungen, Erwartungen, Ritualen usw. bestehen« und deren Funktion und Bedeutung offen und meistens opak, also nicht direkt erschließbar sind, zu lernen und zu interpretieren (Gingelmaier 2017, S. 107f.). Hier hilft das Mentalisieren mit seiner Unterstellung mentaler Zustände, die zugrunde liegende soziale Interaktion zu verstehen und daraus elementare Schlüsse zu ziehen (vgl. Gingelmaier 2017, S. 107f.). Die Mentalisierungstheorie ist also eine Beziehungstheorie. In Anlehnung an Bions Konzept des Lernens durch Erfahrung wird darin der epistemische Wert von Beziehung als zentral erachtet (vgl. Nolte 2018, S. 163; Bion & Krejci 1992; Fonagy et al. 2015).

Kotte und Taubner postulierten, dass »gerade für Berufe, in denen die professionelle Beziehungsarbeit mit Klient:innen im Vordergrund steht, die Fähigkeiten zu einer differenzierten Selbst- und Fremdwahrnehmung und die darauf abgestimmte Emotionsregulation zentral sind« (Kotte & Taubner 2016, S. 76). Den jüngsten Entwicklungen Rechnung tragend, würden wir dem Folgendes hinzufügen wollen: Es sollte uns außerdem darum gehen, wie wir als klinisch, psychosozial oder pädagogisch Arbeitende mentalisierend über die therapeutische Haltung Bedingungen herstellen können, den anderen für das, was wir anzubieten haben, zu öffnen. Dabei ist folgender Einwurf durchaus berechtigt: Gilt nicht für das Verständnis epistemischen Vertrauens (wie für das Mentalisierungskonzept auch) das geflügelte Wort: Hier handelt es sich um alten Wein in neuen Schläuchen? Uns liegt daran, durch dieses Buch eine Schärfung des Konzepts vorzunehmen und damit einhergehend vielleicht eine explizitere klinische Berücksichtigung anzuregen, in der Hoffnung, damit die Wirksamkeit von Interventionen, gerade bei denjenigen, die nur »über Hürden« in Therapie kommen oder bleiben, zu

erhöhen. Wie es bei derartigen Schärfungen des Blicks oft üblich ist, bleiben Verengungen und möglicherweise Polarisierungen dabei nicht aus. So mögen die von uns vorgebrachten Postulate zur epistemischen Haltung von Patient:innen sehr kognitivistisch klingen und affektbezogene Beziehungsaspekte dabei in den Hintergrund treten. Gleiches lässt sich sicherlich für dynamische (im Sinne von state-like) Facetten der epistemischen Haltung sagen, die wir vielleicht oft nicht stark genug betonen, sowie für solche des dynamisch Unbewussten im Sinne der Psychoanalyse (verwiesen sei hier auf den großen konzeptuellen und klinischen Erfahrungsschatz, beispielsweise zu Kleins epistemophilem Trieb, Bions Theorie des Lernens mit K und -K etc., die sich in Objektbeziehungen und unbewussten Phantasien manifestieren). Das Arbeiten mit und Verstehen von Aspekten des epistemischen Vertrauens wird also in einer Psychoanalyse anders aussehen als in der Mentalisierungsbasierten Therapie (MBT). Viele der in den Vignetten dieses Bandes vorgestellten Patient:innen oder in sonstigen Settings Betreuten würden aus vielerlei Gründen, wie zu zeigen sein wird, allen voran wegen der aufgrund epistemischer Isolation fehlenden Hoffnung, dass es derartige Hilfsangebote tatsächlich für sie geben könnte und sie sich auf sie einlassen könnten, nicht oder nur sehr schwer den Weg auf eine Behandlungscouch finden.

Der Versuch der MBT, eine neue Furche zu pflügen, bestand zunächst darin, die Fähigkeit, menschliches Verhalten in Form von beabsichtigten mentalen Zuständen wahrzunehmen und zu interpretieren, in einen dynamischen Kontext zu stellen. Das Mentalisieren, wie es in der psychoanalytisch geprägten MBT betrachtet wird, bezieht jedoch auch die von der Realität losgelöste menschliche Vorstellungskraft mit ein, die von unzähligen Kontextfaktoren, voreingenommenen Annahmen, Verständnisverzerrungen aufgrund irrelevanter Informationen, einschließlich unzutreffender Überzeugungen, »schiefer« Werte, offener Vorurteile und Übertragungen beeinflusst wird, die durch die Identität und den Gruppenstatus der interagierenden Personen motiviert sind, mit anderen Worten: Mentalisieren ist praktisch ein Synonym für die Theorie der Objektbeziehungen.

Jessica Benjamin weist in ihrem Aufsatz mit dem Titel »An Outline

of Intersubjectivity« (Benjamin 1990) darauf hin, dass die Theorien der Objektbeziehungen, selbst diejenigen, die an Intersubjektivität interessiert sind, das Kernelement der Intersubjektivität, nämlich die gegenseitige Anerkennung, vielleicht übersehen haben. Sie zeigte, dass die Fähigkeit zur gegenseitigen Anerkennung als eine von der Internalisierung der Objektbeziehungen getrennte Entwicklung aufgefasst werden kann. Das Subjekt wird allmählich fähig, die Subjektivität der anderen Person anzuerkennen, und entwickelt im besten Fall die Fähigkeit zur Einstimmung und Toleranz gegenüber Unterschieden.

Wie wir nun andeuten, ist die Unterscheidung von Selbst und anderem ein Prozess, der nicht nur aus Trennung besteht, sondern auch aus dem kontinuierlichen Zusammenbruch und der Wiederherstellung der Gegenseitigkeit in der Haltung der Psyche gegenüber der zwischenmenschlichen Welt jenseits des Selbst. Die später noch einzuführenden Wir-Momente als Modus der Erfahrung von geteilter Aufmerksamkeit drängen sich hier auf. Aber der Sinn für den anderen »kommt und geht«: Der Zusammenbruch und die Rekonstruktion der zwischenmenschlichen Welt ist eine sich fortwährend wiederholende Erfahrung von Aggression auf der einen und der Schaffung einer intrapsychischen Fantasie der Gegenseitigkeit auf der anderen Seite. Der psychoanalytische Ansatz der Intersubjektivität hat somit viel mit einer Entwicklungstheorie des Mentalisierens und den Charakteristika der epistemischen Haltung gemeinsam. Die Fähigkeit, Handlungen durch das Begreifen von mentalen Zuständen zu verstehen, hängt prominent von der Qualität der Beziehungen in der Kindheit und auch in späteren Lebensphasen ab. Eine Implikation dieses Gedankens für die Psychoanalyse ist, dass das »Ziel« der Therapie nicht so sehr die Vertiefung eines bestimmten Verständnisses ist, sondern vielmehr die Fähigkeit zum Verstehen als solche, fast unabhängig von den spezifischen unbewussten Konflikten, die einen Patienten in die Behandlung bringen. Mit anderen Worten, das »Medium ist die Botschaft«, wie man mit McLuhan sagen könnte; therapeutisches Handeln verlagert sich in dieser MBT-Perspektive von der Einsicht auf die Schaffung von psychischen Fähigkeiten.

Wo Sie sich als Lesende innerhalb der Ambivalenzen dieses Dis-

kurses verorten, wollen und müssen wir Ihnen selbst überlassen. Wir hoffen allerdings, Sie mögen mit uns übereinstimmen, dass wir Theorien und Bücher über therapeutische und psychosoziale Interventionstechniken brauchen, aber dass diese sich nie perfekt mit der Realität der klinischen Begegnungen decken werden. Nichtsdestoweniger erzeugen die Erfahrungen der Nicht-Übereinstimmung tatsächlich einen Prozess der Suche nach dem anderen Gegenüber, der eine Verbindung oder ein Gefühl von Verbundenheit herzustellen vermag, was die Schlüsselkomponente des epistemischen Vertrauens ist.

Zum Inhalt

Wir haben dieses Buch in zwei Teile gegliedert. Ein erster soll dazu dienen, einen Überblick über aktuelle akademische Diskurse zu den Grundlagen des Konzepts des epistemischen Vertrauens oder besser der epistemischen Haltung einer Person in all ihrer Komplexität zu geben und diese von verschiedenen Perspektiven aus zu betrachten. Im zweiten Teil liegt der Fokus vor allem, aber nicht ausschließlich auf klinischen Anwendungsbereichen. Dieser soll es Ihnen ermöglichen, so unsere Hoffnung, in verschiedenen Behandlungskontexten und »Störungs-«bildern die Anforderungen an Beziehungsgestaltung oder oftmals deren initiales Ermöglichtes nachzuvollziehen, die mit Beeinträchtigungen der epistemischen Haltung von Patient:innen und Menschen in anderen therapeutischen oder pädagogischen Betreuungssettings einhergehen. Die jeweiligen Autor:innen laden Sie ein, zumeist vermittelt konkreter Vignetten, gemeinsam mit ihnen einen Mehrwert, den sie in ihrer jeweiligen praktischen Arbeit mit dem Konzept für Verstehensprozesse und Beziehungsgestaltung sehen, zu erkennen.

Im Anschluss an eine kurze Einführung versuchen wir (*Peter Fonagy, Chloe Campbell, Elizabeth Allison, Tobias Nolte und Patrick Luyten*), eine vertiefende Betrachtung zur entwicklungspsychologischen Bedeutung der epistemischen Haltung zu geben. Hierbei legen wir einen Schwerpunkt auf die Anpassungsleistung der Psyche an

ihre jeweilige Entwicklungsnische, die individuelle Gegebenheiten für das sich entwickelnde Kind in seiner Umwelt diesem abverlangen. Von der Kernthese ausgehend, dass die Fähigkeit des Kindes zum sozialen Lernen besonders empfindlich auf Störungen der Sicherheit und der Mentalisierungsprozesse in frühen Beziehungen reagiert, beschreiben wir die damit verbundene Vulnerabilität für die Entstehung von Psychopathologien. Diesem konzeptuellen Rahmen folgend, erörtern wir eine Perspektive, ein Angebot an die Lesenden, diese als Störungen, oder vielleicht besser gesagt, als Adaptionen zu verstehen, mit denen Beeinträchtigungen der sozialen Kommunikation und des sozialen Lernens assoziiert sind – mit Auswirkungen auf Enkulturation im breiteren, auf Affektregulierung, Selbstentwicklung und Beziehungserleben inklusive therapeutischer Beziehungen im engeren Sinne.

Daran anschließend laden wir Sie ein, *Michael Moutoussis, Tobias Nolte, Penelope Maran und Peter Fonagy* zu folgen, die einen neurowissenschaftlichen Bezug epistemischer Prozesse im Hinblick auf die Funktionsweise des sozialen Gehirns herstellen. Hierbei steht ein neues mechanistisches Verständnis zum Lernen von anderen oder Lernen in Beziehungen im Vordergrund.

Im Folgekapitel gehen *Elizabeth Allison und Chloe Campbell* der Frage nach, wie die Mentalisierungstheorie und die jüngsten Erweiterungen der Theorie in den Bereichen epistemisches Vertrauen und soziale Kommunikation genutzt werden können, um die Beziehung zwischen sozialen Systemen und dem individuellen sozialen Funkzionieren umfassender in den Blick zu nehmen. Dabei postulieren sie, »dass der Einzelne, um eine sinnvolle Auseinandersetzung mit seinem sozialen Umfeld zu erfahren, das Gefühl haben muss, er werde als Akteur anerkannt und vom sozialen System mentalisiert« (Fonagy et al. 2021), und betrachten einige der Auswirkungen für die Legitimität des Gesellschaftsvertrags, wenn eine reduzierte Co-Mentalisierung zu einer »epistemischen (Fehl-)Anpassung« in Bezug auf die soziale Kommunikation führt.

In Kapitel 4 möchte *Lisa Baraitser* sicherstellen, dass die psychoanalytische Grundierung des Konzepts, die uns vielleicht manchmal aus dem Fokus gerät, nicht verloren geht. Ausgehend von einem

in dem Feld der Psychosozialen Studien verankerten Blick, fragt sie, was mit dem produktivsten psychoanalytischen Konzept – dem des Unbewussten – geschieht, wenn wir uns von den Wechselfällen des psychischen Lebens zu jenen der sozialen Kommunikation und sozialen Gruppierungen, zu Gemeinschaften von intentional Denkenden bewegen. Können soziale Gruppen wirklich »mentalisieren«? Werden die Leidenschaften zu Bindung im freudschen Sinne einfach zu einem Umfeld, das soziales Lernen fördert, und die Kämpfe und Wechselfälle des psychischen Lebens mit Schwierigkeiten in der sozialen Kommunikation gleichgesetzt, bleibt dann nicht etwas Hilfreiches der Psychoanalyse auf der Strecke? Darüber hinaus beschäftigt sie sich mit intersektionalen Aspekten und damit auch mit politischen Implikationen des Vertrauensbegriffs und epistemischer Ungerechtigkeit. Aus ihrem Beitrag spricht eine implizite Hoffnung, dass Defizitmodelle, in denen das Versagen von Vertrauen mit dem Versagen des sozialen Umfelds identifiziert wird, »zu einem Diskurs beitragen [können], der so oft gegen diejenigen verwendet wird, die systemisch und politisch, meist über Generationen hinweg, im Stich gelassen werden« und für die epistemische Teilhabe als gesellschaftliche Aufgabe am dringlichsten geboten wäre, um Resilienz und salutogenetische Entwicklung zu fördern. Indirekt fordert sie uns daher auch auf zu reflektieren, welche Auswirkung unsere klinischen Begriffe von »Störungen« haben und inwieweit Sprache epistemisch ausschließt.

Nach einer weiteren Einführung unseres Konzepts für die klinische Arbeit eröffnet *Jon Allen* mit einer sowohl sehr persönlichen als auch ethischen Exploration dessen, was es heißt, Vertrauen als wichtige Komponente der therapeutischen Entwicklung und Identität zu verstehen, den zweiten Teil des Buches. Er propagiert, wir sollten Vertrauen als einen übergreifenden allgemeinen Faktor und als Teil der Qualität der therapeutischen Beziehung wahrnehmen. Neben der ethischen Dimension beschäftigt er sich mit nur scheinbar dichotomen Charakteristika von Vertrauenswürdigkeit und Verlässlichkeit, Grund- oder Urvertrauen und führt fast wie nebenbei neue Unterscheidungen und damit wichtige Erweiterungen des Konzeptes ein: Er befasst sich näher mit der Bedeutung epistemischen Selbstver-

trauens und präverbaler Aspekte von Vertrauen im Sinne von implizitem Beziehungswissen. Somit bildet er gewissermaßen eine Klammer um die sich daran anschließenden Beiträge zum klinischen Nutzen des Konzepts.

Die Kapitel, die folgen, gehen in medias res und explorieren, wie *Beziehungsarbeit*, die auf dem Verständnis der Bedeutung von Mentalisierungsprozessen und auf der Berücksichtigung der epistemischen Haltung von Patient:innen in der Beziehungsgestaltung beruht, praktisch aussehen kann. Diesen therapeutischen Prozessen ist zumeist ein Fokus auf bewusstseinsnahe und im Hier und Jetzt zugängliche Erfahrensebenen gemein. Zunächst stellen *Tobias Nolte, Chloe Campbell, Peter Fonagy und Anthony Bateman* einen Überblick wesentlicher Komponenten Mentalisierungsbasierter Therapie (MBT) für die Behandlung von Borderline-Persönlichkeitsstörungen dar. Sie deklinieren detailliert durch, wie MBT-Interventionen die Arbeit an der epistemischen Haltung von Patient:innen beeinflussen, immer mit dem Ziel, die therapeutische Beziehung als Katalysator für soziales Lernen sowie – nicht weniger wichtig – als affektiven und reflektierenden Erfahrungshorizont zu nutzen, um Momente des Verstehens und Verstandenwerdens im Sinne relationalen Mentalisierens zu ermöglichen.

Im Folgenden bringen *Alessandro Talia und Svenja Taubner* ihre Erfahrungen bei der Therapie von Verhaltensstörungen bei Jugendlichen zum Tragen. Sie betrachten externalisierendes und speziell gewalttätiges Verhalten als sozial-kommunikativen Akt, dem aus Sicht des auf Gewalt Zurückgreifenden die Annahme oder tatsächliche Erfahrung zugrunde liegt, dass vom Zuhörenden kein epistemisches Vertrauen entgegengebracht wird. Aggression wird somit als bedeutende und intentionale Kommunikation verstehbar, die sicherstellt, dass Botschaften »ankommen«. Die kommunizierende Person kann so über die Aufmerksamkeit der Zuhörenden »gebieten«, auch wenn ihr von dieser kein epistemisches Vertrauen entgegengebracht wird.

Joost Hutsebaut und Carla Sharp befassen sich in Kapitel 8 mit einer weiteren adoleszenten Untergruppe von Patient:innen, deren Disposition für epistemisches Misstrauen im Kontext einer Psychotherapie dank einer Reihe von entwicklungsbezogenen Faktoren

zunächst oft zunehmen kann. Am Beispiel der Arbeit mit Gunca, einer 16-jährigen Person mit entstehender Borderline-Symptomatik, veranschaulichen sie, wie sie, vielleicht stellvertretend für viele junge Patient:innen mit multiplen Traumatisierungen, zumindest zeitweise für eine Behandlung weniger ansprechbar und zugleich anfälliger für Brüche in der Therapie war. In ihrem Kapitel gehen sie der Hypothese nach, dass »Bindung, Mentalisierung und epistemisches Vertrauen vor dem Hintergrund der adoleszenten Entwicklung und in ihrem möglichen Einfluss auf für den Therapieerfolg relevante Einflussfaktoren in der therapeutischen Arbeit mit Heranwachsenden« sind, und erörtern mögliche Implikationen – allen voran Authentizität – für die Behandlung Heranwachsender.

In Kapitel 9 legt *Dirk von Boetticher* ein Modell für die Integration von Trauma, epistemischer Haltung und Körpererleben dar, das wichtig für ein Verständnis psychosomatischer Krankheitsbilder und des oft vernachlässigten *Embodiments* ist. Dabei konzeptualisiert er Faktoren, Wege und Mediatoren der »Verkörperung« von Beziehungserfahrungen, ausgehend von der Perspektive, dass »psychosomatische Störungen zu weiten Teilen aus Beziehungsstörungen resultieren«. Sein Fokus auf Aspekte des Vertrauens in Hinblick auf die Behandlung dieser Beziehungsstörungen ermöglicht es, das Zusammenspiel von epistemischem, evaluativem und Körpervertrauen genauer zu verstehen und so auch »die Bedeutung epistemischen Vertrauens in der Entstehung und Behandlung psychosomatischer Erkrankungen mit Organschädigungen« herauszuarbeiten.

Auch im Anschluss daran wird die Zentralität von Beziehungen fortgeschrieben; hier nun bei der Betrachtung der Wirksamkeit von Telemedizin im Allgemeinen und psychotherapeutischer Versorgung, die *online* stattfindet, im Speziellen. Dabei gehen *Georgina Aisbitt*, *Tobias Nolte* und *Peter Fonagy* auf die besonderen Herausforderungen bei Onlinebehandlungen im Gesundheitswesen ein und erläutern manche Fallstricke, die aus der räumlichen Entfernung oder besser aus der räumlichen Trennung zwischen Patient:in und Behandelnden resultieren und aus dem Blickwinkel des epistemischen Vertrauens in ihren Auswirkungen auf die therapeutische Beziehung besser versteh- und damit vielleicht sogar abschwächbar werden.

Lenka Stاون und Ulrich Schultz-Venrath beleuchten im Weiteren die Bedeutung epistemischer Prozesse im Behandlungskontext psychodynamischer Gruppentherapien. Hierbei steht konzeptuell die komplexe Beziehung der entwicklungspsychologischen Dimensionen von Bindungsqualität, epistemischem Vertrauen und Mentalisierungsfähigkeit im Vordergrund, die von frühen dyadischen und gruppalen psychosozialen und damit von reziproken Beziehungserfahrungen hinsichtlich des Vertrauens geprägt ist. Darüber hinaus liegt ein Schwerpunkt ihres klinischen Denkens auf dem Herstellen einer hinreichenden Offenheit für therapeutische Gruppenangebote.

Stephan Gingelmaier und Nicola-Hans Schwarzer weiten den Anwendungsbereich von epistemischem Vertrauen und Mentalisieren und betrachten die Bedeutung von *psychosozialem Lernen* in Bildungs- und Erziehungsprozessen. Hier steht, sofern sie gelingt, Beziehungsarbeit in pädagogischen Feldern mit ihren Kompensationsmöglichkeiten und damit Resilienz schaffenden Prozessen in der kindlichen Entwicklung im Zentrum. Dazu schreiben sie: »Die Kinder und Jugendlichen reinszenieren unbewusst immer wieder und insbesondere unter Stress ein tiefgreifendes Thema ihrer psychosozialen Entwicklungsgeschichte: Kann ich dir vertrauen? Im kommunikativen Aushandeln dieser Frage entstehen auf allen Seiten paradoxerweise oftmals erneut (unbewusst) Vertrauensbrüche«. Von diesem Wunsch, Vertrauen zu einer Person oder in Bildung und Erziehung arbeitenden Organisation herstellen zu können, und den massiven Erschwernissen, dieses auch »(aus) zu halten« und mentalisierend zu begleiten, berichten die Autoren in zwei Fallvignetten aus dem pädagogischen Bereich.

Noëlle Behringer nimmt diesen Faden auf und vertieft unser Verständnis der interpersonellen Schwierigkeiten, die sich in stationären Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen in der Arbeit mit jungen Menschen und deren Familien mit multiplen Belastungsfaktoren ergeben können, wenn es darum geht, diese für neue Lern- und Beziehungsarrangements zu öffnen. Sie geht dabei von der Wichtigkeit des sogenannten Wir-Modus (s. weiter unten) für die Entwicklung eines Bewusstseins für verfügbare Handlungsoptionen aus, was das

Mentalisierungspotential aller Beteiligten erhöht und »Alleingängen« im Kontakt und den daraus folgenden Beziehungsabbrüchen entgegenwirkt. Über eine mentalisierende Haltung, die sich für die Intentionalität des milieugeprägten Verhaltens interessiert, »entstehen wichtige Räume, in denen Gegenwartsmomente möglich und Wirkmomente geschaffen werden können«, vor allem unter Berücksichtigung eines gemeinsamen Verstehens des sozialen Ortes.

Daran knüpft *Dickon Bevington* mit seiner Kernthese an, dass epistemisches Vertrauen nicht verlangt, sondern nur gewährt werden kann, es also erworben werden muss. Bevington erörtert den Nutzen von epistemisch sich vertrauenden interprofessionellen Kulturen. Hierbei steht nicht das helfende Individuum, sondern ein therapeutisch oder praktisch helfendes Team oder Netzwerk im Zentrum seiner Betrachtungen. In einem solchen Team gilt es, die vertrauensvollen Erfahrungen, die Patient:innen, in seinem Beispiel Jugendliche, mit Einzelnen haben mögen, so zu verstehen, dass alle anderen davon systemisch lernen können.

Gewissermaßen als Coda vermittelt *Holger Kirsch*, wie durch das Modell des epistemischen Vertrauens neue Einblicke in die Erfahrungen eines Individuums in einer nicht-mentalisierenden Umgebung, die daraus folgenden Gesundheitsrisiken sowie die Möglichkeiten und Grenzen von Gesundheitsförderung – als gesamtgesellschaftliche Anstrengungen und speziell im Bereich der Sozialen Arbeit – geschaffen werden.

Sie werden merken, dieses Buch ist nicht komplett aus einem Guss: Uns war es wichtig, dass die verschiedenen Autor:innen mit ihren individuellen Stimmen, Perspektiven und Stilen zu Ihnen als Lesenden sprechen, um so die durchaus unterschiedlichen Facetten des epistemischen Vertrauens nachvollziehbar zu machen. Es handelt sich letztlich um ein sich entwickelndes Konzept. Uns ist zwar wichtig, es als solches zu definieren und klar zu umreißen, aber es vor-schnell einzugrenzen, erscheint uns unklug. Wir hoffen, Sie teilen diese Sicht und finden diesen Ansatz (zunehmend) hilfreich und intellektuell stimulierend.

Außer bei Ihnen selbst möchten wir uns bei den wichtigsten

Mitarbeiter:innen bedanken, die seit vielen Jahren, vor allem mit Peter Fonagy und beginnend mit der Entwicklung des Mentalisierungsansatzes, daran gearbeitet haben, unser Verständnis von epistemischem Vertrauen konzeptionell und in jüngster Zeit auch empirisch weiterzuentwickeln: George Moran, Anthony Bateman, George Gergely, Mary Hepworth, Patrick Luyten, Elizabeth Allison, Chloe Campbell, Dickon Bevington, Nick Midgley und natürlich vielen anderen mehr, insbesondere den federführend im MentEd-Netzwerk zur Etablierung von Mentalisierung in pädagogischen Feldern Tätigen. Ganz besonders möchten wir unseren Dank den Personen gegenüber zum Ausdruck bringen, die für die Entstehung dieses Buches maßgeblich mitverantwortlich zeichnen: Katharina Colagrossi als umsichtige Lektorin auf Seiten des Verlags, Petra Kunzelmann und Clare Farrar für die Redaktion sowie Teresa Junek und Ulrike Stopfel für die Übersetzung vieler der englischsprachigen Kapitel.

Im Besonderen danken wir allen Autorinnen und Autoren dieses Bandes.

Zum Abschluss und damit überleitend zu einer ersten konzeptuellen Einführung (eine zweite zu klinischen Aspekten finden Sie auf den Seiten 143–155) und zum ersten Kapitel möchten wir noch einmal Jon Allen einige Worte an Sie richten lassen, der schreibt: »Wir alle, die wir an diesem Buch beteiligt sind, und alle diejenigen, die es lesen (werden), bemühen uns nach Kräften, das Phänomen des Vertrauens zu verstehen – eine Mühe, die angesichts der verbreiteten Neigung, dieses Verständnis vorauszusetzen, dringend notwendig ist. Aber wir schaffen Vertrauen nicht einfach dadurch, dass wir es verstehen; wir erschaffen es im Tun und im Fühlen. Verständnis ist hilfreich, aber vergessen wir nicht, dass wir schon einen langen Weg in Richtung vertrauensvoller Beziehungen gegangen sind, bevor wir sprechen konnten, und dass wir nie aufhören, mit den in unserer frühesten Lebenszeit erworbenen Fähigkeiten zu lernen«.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen eine anregende Lektüre.

London, im Februar 2023
Peter Fonagy & Tobias Nolte

TEIL I

Grundlagen

Einleitung

TOBIAS NOLTE UND PETER FONAGY

Versuch einer Definition

Als menschliche Wesen sind wir evolutionär dazu bestimmt, kulturelles Wissen zu erwerben. Die Psychoanalyse geht von einem epistemophilen Trieb aus, einem Streben nach Wissen. Das Vertrauen in Wissen (das wir in Anlehnung an Sperber und Co-Autor:innen als epistemisches Vertrauen bezeichnen; Sperber et al. 2010) ist der Kern dessen, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. Ist Vertrauen erst einmal hergestellt, sind wir bereit, das von der vertrauenswürdigen oder respektvoll angesehenen Quelle angebotene Wissen zu verinnerlichen und zu assimilieren, um unsere zukünftigen Interaktionen mit unserer sozialen Welt zu gewährleisten und fortzuentwickeln (Sperber et al. 2010; Recanati 1997; Wilson 2012). Um einen effektiven kulturellen Wissenstransfer über das Lehren sicherzustellen (einschließlich der verschiedenen Formen, die dies im Rahmen eines umfassenderen Begriffs von »Lehren« in der Psychotherapie annehmen kann), mussten die Menschen daher eine zuverlässige Methode entwickeln, damit sie vertrauenswürdige Wissensquellen von solchen, denen kein oder nur bedingt Vertrauen entgegengebracht werden sollte, unterscheiden können.

Epistemisches Vertrauen bezieht sich auf das Vertrauen in die Authentizität und Relevanz von Informationen, die von anderen mitgeteilt werden. Wir nehmen an, dass epistemisches Vertrauen eine wesentliche Voraussetzung für die effiziente Kommunikation sozial und kulturell relevanter Informationen ist (Csibra & Gergely 2009). Schließlich kommt das menschliche Kleinkind mit nur sehr

wenigen Kompetenzen auf die Welt, die es braucht, um in dem komplexen sozialen Umfeld zurechtzukommen, in dem es sich bewegen muss, um zu gedeihen. Der junge Mensch wendet sich an die anderen Menschen in seiner Umgebung und erhält so die Informationen, die er braucht. Er hört zu, beobachtet und verinnerlicht Wissenswertes, das ihm in anderen Situationen nützlich sein kann (einschließlich des Wissens über die Psyche und die zwischenmenschliche Dynamik sowie über die Co-Regulation von Affekten). Allerdings sind nicht alle Mitmenschen zuverlässige Informationsquellen.

Um uns vor Fehlinformationen zu schützen, haben wir eine natürliche Vorsicht in Bezug auf die Genauigkeit und Relevanz von übermittelten Informationen entwickelt (Csibra & Gergely 2009; Mascaro & Sperber 2009). Epistemische Wachsamkeit ist die Kehrseite des epistemischen Vertrauens und kann die Grundhaltung bei der Prüfung neuer Informationen sein. Um diese schützende epistemische Wachsamkeit vorübergehend aufzuheben und neue Informationen aufzunehmen, muss der »epistemische Superhighway« geöffnet und die Bereitschaft zum Wissenserwerb geweckt und ermöglicht werden (Fonagy & Allison 2014).

Die effiziente und schnelle Übertragung von Informationen durch die sogenannte Natürliche Pädagogik (Csibra & Gergely 2009) hängt von epistemischem Vertrauen ab. Wesentlich für den Aufbau von epistemischem Vertrauen ist die Möglichkeit für den Lernenden zu erkennen, dass der Kommunikator ihn oder sie als den menschlichen, mentalisierenden Akteur wahrnimmt, als den sich der oder die Lernende selbst erlebt. Dies verleiht dem Kommunikator einen besonders herausragenden Status und erlaubt ihm oder ihr, die Ideen und Überzeugungen des Lernenden zu verändern, die normalerweise durch unsere natürlich bewahrende, wachsame Haltung gegenüber Neuem geschützt sind. Das Gefühl, als Akteur anerkannt zu sein, dient als sogenannter ostensiver, die Kommunikationsabsicht anzeigender Hinweis. Einfach ausgedrückt und als eine erste Wiederholung unserer bereits erwähnten Prämisse: Wenn ich das Gefühl habe, dass ich verstanden werde, bin ich bereit, von der Person zu lernen, die mir das Gefühl vermittelt hat, mich verstanden zu haben.

Dazu gehört das Lernen über mich selbst, aber auch über andere und über die gesamte (soziale) Welt, in der ich lebe. Was also bringt diese *Adressierungsfunktion* dem Kommunikator, die über das Erwecken von Aufmerksamkeit hinausgeht? Der Adressierte fühlt sich in seinem Narrativ, in seinem Erleben, das der andere vom ihm abgebildet hat, erkannt oder berührt, und der epistemische Kanal zwischen Kommunikator:in und Rezipient:in ist offen.

Der Schlüssel, der ihn öffnet, ist das Gefühl, persönlich wahrgenommen, er- und anerkannt zu werden. Das Baby fühlt sich genauso wahrgenommen, wenn es seinen Namen hört. Eine andere, allgemeinere Art, ein Gefühl des Wahrgenommenwerdens zu erzielen, ist das Mentalisieren: den Prozess des Verstehens der eigenen Handlungen und der Handlungen anderer als absichtsvoll und durch innere Zustände wie Ziele, Gedanken und Gefühle angetrieben zu erfassen (Fonagy & Allison 2012). Der Kommunikator, der auf den mentalen Zustand des Rezipienten reagiert und seine Idee zu dessen inneren Zuständen zugrunde legt, stellt die gesunde Art der natürlichen Selektion dar, die dem Zuhörer das Signal vermittelt, dass der Kommunikator ein besonderes Interesse an ihm hat und seine Botschaft daher wahrscheinlich relevant und generalisierbar ist und in Erinnerung bleiben sollte. Das Mentalisieren wirkt als ostensives Kommunikationssignal, indem es die Person als intentionalen Akteur anerkennt und die Kommunikation persönlich relevanter macht (Fonagy et al. 2015). Dies fördert epistemisches Vertrauen in zweierlei Hinsicht: Erstens entwickeln sich die Mentalisierungsfähigkeiten des Einzelnen, so dass er die Beweggründe des Kommunikators besser einschätzen und entsprechend reagieren kann; und zweitens erhöht eine Kommunikation, die eine sogenannte epistemische Übereinstimmung generiert, einen geteilten Aufmerksamkeitsfokus für geteilte Wahrnehmungserfahrungen.

Wir schlagen erstens vor, dass Mentalisieren und Mentalisiertwerden ein entscheidender intentionaler »Fingerzeig« in sozialen Interaktionen sein können, um Vertrauen zu schaffen. Zweitens gehen wir davon aus, dass epistemische Störungen einen letzten gemeinsamen Entwicklungsweg darstellen, durch den aversive Beziehungserfahrungen in der Vergangenheit ihren Einfluss auf psychosoziale

Behandlungen ausüben können – als Disposition für die Begegnungen in der Therapeuten-Patienten-Beziehung.

Wir argumentieren, dass unsere entwicklungsbezogene, interpersonelle Sicht auf die Stimulierung von epistemischem Vertrauen im Kontext psychosozialer Behandlungen jeglicher Art, die Mentalisieren hervorrufen, eine neue Rolle für die therapeutische Beziehung schafft, insbesondere bei der Arbeit mit Patient:innen mit »strukturellen Beeinträchtigungen«, bei denen die Fähigkeit, neue Informationen durch soziales Lernen zu verinnerlichen, durch Beeinträchtigungen im epistemischen Vertrauen untergraben wird (Nolte et al. 2023).

Epistemisches Vertrauen muss also kultiviert werden, um auch nur einen wohlwollenden zwischenmenschlichen Einfluss zu erreichen (Sperber et al. 2010). Wie teilt die Natur uns mit, wem wir in den komplexen Welten vertrauen können, in die wir hineingeboren werden, ohne über viele kontextbezogene Informationen zu verfügen, insbesondere wenn wir erst ein paar Tage oder Monate alt sind? Entwicklungswissenschaftler gehen davon aus, dass einfache (ostensive) Kommunikationssignale wie kontingentes Reagieren, Blickkontakt, das Nennen des Namens und das Ansprechen mit einer besonders gewinnenden Intonation ausreichen, damit das Baby das Gefühl hat, dass es von jemandem persönlich angesprochen wird, der seine Interessen im Auge hat und daher beachtet werden sollte, und dass die von ihm bereitgestellten Informationen als relevant angesehen werden sollten, damit sie in Erinnerung bleiben und in ähnlichen Situationen verwendet werden können (Csibra & Gergely 2009; Csibra & Gergely 2011; Király et al. 2013). Mit anderen Worten, das Wissen ist Teil der Kultur und sollte internalisiert werden. Dieser zunächst sehr kognitiv anmutende Prozess wird sich vielleicht eher erschließen, wenn man unter denselben Vorgängen auch das Verstehen und Verstandenwerden subsumiert, das sich auf affektive Zustände bezieht, wenn das Kind vom anderen durch markierte und kontingente Affektspiegelung »lernt«, was es bedeutet, traurig zu sein oder innerlich zusammenzubrechen, also sekundäre Selbstrepräsentanzen aufzubauen – kurz: die eigentliche Funktion des Mentalisierens.

Drei Modi der Erfahrung

Im Folgenden möchten wir kursorisch drei wichtige Modi des Erlebens einführen, die zum Verständnis von Mentalisierung und epistemischem Vertrauen unerlässlich sind.

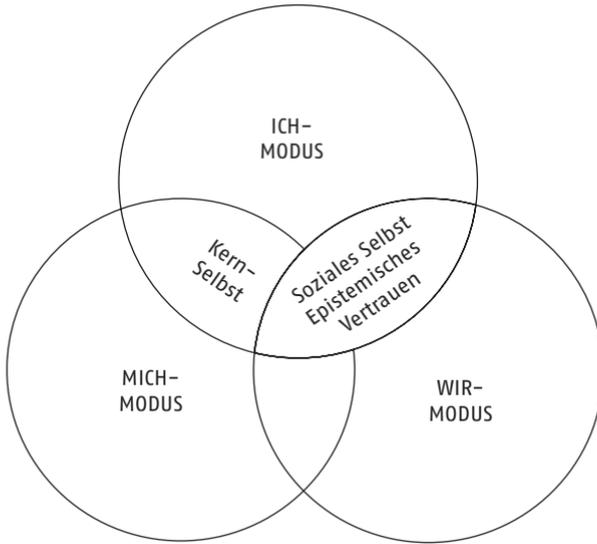


Abb. 1: Erfahrungsmodi des Selbst

1. ICH-MODUS

- Schaffung einer subjektiven Erfahrung des Kerns des Selbst – kontinuierlich über die Zeit und nicht durch andere referenziert. Gleichartigkeit über die Lebenszeit hinweg,
- interozeptive und exterozeptive Informationen/Wahrnehmungen tragen zum Ich-Zustand bei,
- Interaktion mit dem Ich-Modus bei der Repräsentation erster Ordnung – andere haben andere Überzeugungen (z. B. falsche Überzeugungen) und können diese auch über mich haben,
- Inkongruenz schafft Instabilität und Erfahrung von Selbst und Fremdselbst,
- das fremde Selbst ist in das Selbstbild eingebettet,

- Kontrolle der Selbstwahrnehmung durch andere – Schutz des Ich-Zustands, beispielsweise durch Gewalt,
- so werden, wie ich gesehen werde – Ich-Modus »aufschieben« und zurückdrängen,
- Misstrauen und Vermeidung – Ich-Modus durch Deaktivierung der sozialen Mentalisierung schützen

2. MICH-MODUS

- Selbst als Objekt/Selbst im sozialen Kontext,
- Fähigkeit, die mentalen Zustände anderer effizient zu erfassen, um eine reibungslose soziale Interaktion zu ermöglichen, die Repräsentationen zweiter Ordnung einschließt,
- Komponenten des Selbst werden durch andere in der sozialen Interaktion referenziert und kalibriert – das Selbst ist eher ein Objekt, das beschrieben oder durch Narrativ »erzählt« wird (Ich-Modus) als eine Entität, die durch ihre Kohärenz und ihr Handeln validiert wird (Ich-Modus),
- personalisierter Ich-Modus,
- Fähigkeit und Vertrauen in die Unterscheidung der mentalen Zustände, die andere über mich haben – wie viel Einblick wir glauben, dass andere in unsere Gedanken und Absichten haben (d. h. »wissen sie, was ich denke?«),
- Zuversicht, mentale Zustände zu verbergen – »sie wissen nicht, was ich denke«

3. WIR-MODUS

- Die Bedeutung der »gemeinsamen Aufmerksamkeit« für die menschliche soziale Kognition,
- gemeinsame Aufmerksamkeit bezieht sich auf die Fähigkeit, sich gemeinsam mit anderen sowohl auf äußere Objekte als auch auf mentale Inhalte zu konzentrieren – von besonderer Bedeutung ist die Fähigkeit zu verstehen, wie und warum sich mentale Zustände unterscheiden können,

- ein Kleinkind, das davon profitiert, dass es effektiv mentalisiert wird, ist reich an Erfahrungen mit der gemeinsamen Aufmerksamkeit für mentale Zustände. Solche Momente des »Wir-Gefühls« sind nicht nur bereichernd für den Säugling, sondern haben auch den großen Vorteil, dass sie das epistemische Vertrauen fördern und eine Offenheit für kooperatives soziales Lernen schaffen,
- Koordinierung der Perspektiven,
- die Unterscheidung zwischen dem Subjektiven (der eigenen Sichtweise) und dem Objektiven (der tatsächlichen physischen Realität »da draußen«) zu schätzen wissen,
- Koordinierung des Wissens (Inhalts) über den mentalen Zustand eines anderen Individuums: eine ziemlich komplexe Triangulation,
- Kooperation wird durch die Möglichkeit, verschiedene Perspektiven auf dieselbe Situation zu vergleichen und zu koordinieren, unermesslich gefördert,
- die Erfahrung, Teil einer Reihe von Gedanken und Gefühlen zu sein, die über die eigenen hinausgehen

Das Ergebnis dieses Kommunikationsprozesses (Abb. 2) ist das, was wir eine epistemische Übereinstimmung nennen. Das hört sich nach

4. Erfahrung des Co-Mentalisierens → epistemische Übereinstimmung → epistemisches Vertrauen

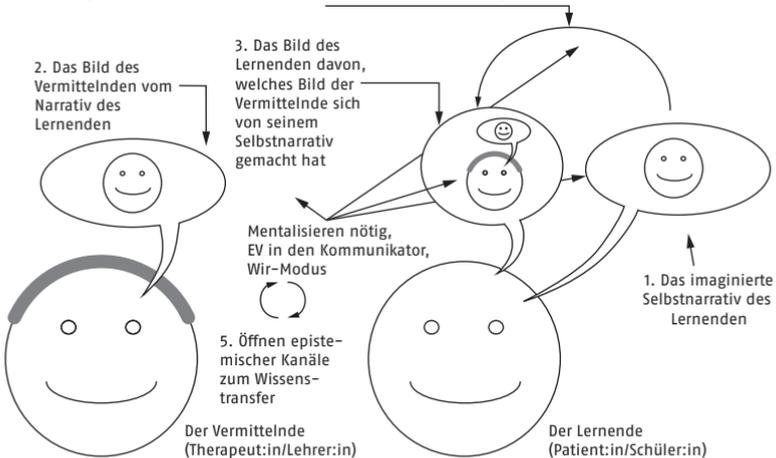


Abb. 2: Prozess der Generierung von Wir-Modus-Erfahrung zwischen Kommunikator und Empfänger

einer recht einfachen Aussage an, doch sind an diesem Prozess mehrere Mentalisierungsstufen beteiligt: Der Zuhörer muss (a) über ein ausreichend kohärentes Selbstverständnis verfügen, um die Übereinstimmung überhaupt erkennen zu können, (b) das Bild von sich selbst erkennen, das der Kommunikator ihm beschreibt (in einer Situation, in der der Kommunikator in gewisser Weise seine eigene Wahrnehmung des Zuhörers zum Ausdruck bringt), und (c) die Ähnlichkeit oder den Unterschied zwischen seiner eigenen Selbstwahrnehmung und der Art und Weise, wie der Kommunikator ihn repräsentiert und beschreibt, beurteilen. Darüber hinaus setzt dieser Prozess voraus, dass der Kommunikator den Zuhörer ausreichend genug kennt, um ihn gut zu verstehen. Somit hängt epistemisches Vertrauen als sozialer Prozess von der Mentalisierung sowohl des Zuhörers als auch des Kommunikators ab.

Wenn gemeinsames Mentalisieren, wie es bei einem epistemischen Match stattfindet, erreicht wird, entsteht eine besondere subjektive Erfahrung sozialer Kognition, die als »Wir-Modus« bezeichnet wird. Der »Wir-Modus« ist ein mentaler Zustand, der eine zwischenmenschliche Erfahrung der Verbundenheit mit einer anderen Person beschreibt, bei der intentionale Zustände mit einem gemeinsamen Ziel geteilt werden. Der »Wir-Modus« löst Vertrauen aus, was wiederum das Potential zum Lernen von der vertrauten Quelle generiert. Die Aufgabe der Wiederherstellung des Mentalisierens in der MBT besteht also darin, die Möglichkeit der Erfahrung des Wir-Modus und einer epistemischen Übereinstimmung (wieder) zu eröffnen, die für das soziale Lernen, das dem sozialen Funktionieren zugrunde liegt, entscheidend ist. Darüber hinaus hat der Wir-Modus einen relationalen Aspekt, der Gefühle von Handlungsfähigkeit und Zugehörigkeit und die Erfahrung empathischer Validierung hervorruft, die sich aus einem Gefühl der »Gemeinsamkeit« oder der epistemischen Verbundenheit ergeben, die durch gemeinsame Intentionalität entsteht. Der »Wir-Modus« erzeugt eine Erfahrung des gemeinsamen Fühlens, Denkens und Handelns. Es ist dabei wichtig festzuhalten, dass der Wir-Modus nicht eine Art Verschmelzung der Psychen ist. Das Selbst mit seiner uneingeschränkten Handlungsfähigkeit bleibt wichtig; tatsächlich kann der Zugang zum Wir-Modus in Ermangelung eines

robusten Selbst, das sich selbst vorübergehend für einen gemeinsamen Zweck untergräbt, nur illusorisch sein und durch Selbstverzerrung erreicht werden. Der Wir-Modus ist weder ein Verzicht auf das Bewusstsein getrennter mentaler Zustände noch eine Art psychische Verschmelzung. Vielmehr geht es darum, sich die Vorstellung vor Augen zu halten, dass es sich bei anderen um getrennte »Akteure oder Personen handelt, die genauso real sind wie man selbst« (Tomasello 2016, S. 56), mit denen wir vorübergehend eine Weltsicht, ein Ziel, einen Plan oder ein Verständnis teilen, das unsere individuelle Perspektive übersteigt. Die Vorteile des Wir-Modus ergeben sich in der Tat daraus, dass sich »getrennte Köpfe« zusammenschließen, um sich auf ein gemeinsames Objekt zu konzentrieren; die gemeinsame Aufmerksamkeit bringt neues Wissen und neue Perspektiven, die ein einzelner Geist nicht haben kann.

Allerdings gibt es auch eine Kehrseite dieser gelingenden Interaktionen: Frühe Widrigkeiten und Trauma, singular, sich wiederholend oder im Kontext von Intersektionalität, können zu einem Scheitern des epistemischen Vertrauens und nachhaltigen Konsequenzen für soziales Lernen führen. Menschen mit solchen Erfahrungen wuchsen oft in Entwicklungsnischen auf, die eine Anpassung der epistemischen Haltung erforderten (beispielsweise ständige Überwachbarkeit bezüglich der Motive anderer). Dies kann epistemische Störungen und vor allem bei Trauma sozialen Rückzug mit sich bringen, der den Zugang zu einer wohlwollenden und hilfreichen mentalisierenden Umwelt ausschließt, aber Erschöpfung und Isolation der epistemischen Funktion nach sich zieht. Sobald das epistemische Vertrauen beschädigt und die Psyche teilweise für die Verarbeitung neuer Informationen verschlossen ist:

- wird der Zugang zur Exploration neuer Verhaltens- und Reaktionsweisen sowie neuer Beziehungsangebote stark eingeschränkt,
- kann die Präsentation neuer Informationen nicht als persönlich relevant oder sinnvoll verinnerlicht werden,
- wird Wissen (einschließlich des sozialen Wissens) nicht aktualisiert, da ihm nicht vertraut wird,

- entsteht ein subjektives Gefühl der epistemischen Ungerechtigkeit (missverstanden zu werden) und davon, in epistemischer Isolation »festzustecken«,
- vermindert beeinträchtigtes epistemisches Vertrauen die Lernfähigkeit und damit auch die Ansprechbarkeit auf Psychotherapie.

Literatur

- Benjamin, J. (1990). An outline of intersubjectivity: The development of recognition. *Psychoanalytic psychology*, 7(S), S. 33.
- Bion, W. R. & Krejci, E. (1992). *Lernen durch Erfahrung*. Frankfurt a. M. Suhrkamp.
- Csibra, G. & Gergely, G. (2009). Natural pedagogy. *Trends in cognitive sciences*, 13(4), S. 148–153.
- Csibra, G. & Gergely, G. (2011). Natural pedagogy as evolutionary adaptation. *Philosophical Transactions of the Royal Society B: Biological Sciences*, 366(1567), S. 1149–1157.
- Fonagy, P. & Allison, E. (2014). The role of mentalizing and epistemic trust in the therapeutic relationship. *Psychotherapy*, 51(3), S. 372.
- Fonagy, P., Luyten, P. & Allison, E. (2015). Epistemic petrification and the restoration of epistemic trust: A new conceptualization of borderline personality disorder and its psychosocial treatment. *Journal of personality disorders*, 29(5), S. 575–609.
- Fonagy, P., Campbell, C. & Allison, E. (2019). Therapeutic models. In A. Bateman & P. Fonagy (Hrsg.), *Handbook of mentalizing in mental health practice* (S. 169–180). Washington, DC: American Psychiatric Publishing.
- Gingelmaier, S. (2017). Pädagogische Verwicklungen mentalisierend entwickeln. *Abstinenz und Verwicklung. Annäherungen in Theorie, Forschung und Praxis*, S. 101–112.
- Király, I., Csibra, G. & Gergely, G. (2013). Beyond rational imitation: Learning arbitrary means actions from communicative demonstrations. *Journal of experimental child psychology*, 116(2), S. 471–486.
- Klein, M. (1928). Early stages of the Oedipus conflict. *The International Journal of Psychoanalysis*, 9, S. 167–180.
- Kotte, S. & Taubner, S. (2016). Mentalization in team supervision. *Organisationsberatung, Supervision, Coaching*, 23, S. 75–89.
- Mascaro, O. & Sperber, D. (2009). The moral, epistemic, and mindreading components of children's vigilance towards deception. *Cognition*, 112(3), S. 367–380.
- Nolte, T. (2018). Epistemisches Vertrauen und Lernen. In: S. Gingelmaier, S. Taubner & A. Ramberg (Hrsg.). *Handbuch mentalisierungs-basierte Pädagogik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Nolte, T., Hutsebaut, J., Sharp, C., Campbell, C., Fonagy, P. & Bateman, A. (2023). The Role of Epistemic Trust in Mentalization-Based Treatment of Borderline Psychopathology. *Journal of Personality Disorders*, Special Issue: Trust.
- Recanati, F. (1997). Can we believe what we do not understand? *Mind & Language*, 12(1), S. 84–100.
- Sperber, D., Clément, F., Heintz, C., Mascaro, O., Mercier, H., Origgi, G. & Wilson, D. (2010). Epistemic vigilance. *Mind & language*, 25(4), S. 359–393.
- Tomasello, M. (2016). *A natural history of human morality*. Harvard University Press.
- Tomasello, M. (2019). *Becoming human: A theory of ontogeny*. Chicago: Harvard University Press.
- Wilson, D. (2012). Metarepresentation in linguistic communication. In D. Wilson & D. Sperber (Hrsg.). *Meaning and relevance* (S. 230–258). Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9781139028370.014>.